

Die Schöne - Die Begehrte

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **31 (1941)**

Heft 37

PDF erstellt am: **08.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-648020>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

auf dem Baumstamm gefessen hatten, mußte er sie nach hinten stoßen, um zu vermeiden, daß die Leiche auf seine Seite zu liegen kam. Darauf stellte er die Uhr auf 5 Uhr ein und zertrümmerte mit dem Taschmesserknäuel das Uhrglas, wodurch die beiden Zeiger blockiert und sofort stehen geblieben waren. Aus meinen Schilderungen mag Ihnen vorgeschwebt haben, der Täter habe das Schwergewicht seiner Handlung auf das Uhrglas verlegt, das entspricht aber nicht den Tatsachen, sein Wunsch lag in erster Linie in der Blockierung der Zeiger auf der bestimmten Stunde, die er für seinen Plan sorgfältig ausgewählt hatte. Die Zeiger aber konnte er nicht anders blockieren, ohne besonders Verdacht zu erregen, als durch das Zerbrechen des Uhrglases. Sein Pech war natürlich, daß das Objekt im Graben, an dem sich die Uhr hätte zerbrechen können, gefehlt hatte . . .

Die Untersuchung ergab dann noch, daß das Hinausschieben der Eheverbindung nicht auf Marthas Verlangen geschah, sondern auf perfide Machinationen des Bräutigams zurückzuführen war, der mit einem andern Mädchen außerhalb der Stadt noch ein Verhältnis unterhielt, das nicht ganz ohne Folgen geblieben war. Dadurch geriet er in eine höchst unbequeme Zwischmühle. Auf der einen Seite drängte die Braut zur Ehe, auf der anderen bedrängte ihn seine Freundin mit der Vaterchaftsklage, falls er sie nicht heiraten sollte.

Martha mußte von irgend einer Seite etwas über diese Situation erfahren haben und fühlte sich in ihrem Innern bekümmert, bewegt und betrogen. Sie glaubte aber immer noch an die Anständigkeit ihres Bräutigams und vermied es, ihm offene Szenen zu machen. Im Walde aber kam es zur Aussprache. Hätte sich Martha dort nachgiebig gezeigt und auf die Ehe verzichtet, so würde sie heute noch leben und kein Mensch hätte eine Ahnung gehabt, daß der Drogist im Hinterhalt mit Mordgedanken ausgerüstet zum Rendez-vous gekommen war.

Leider kam es anders. Martha blieb fest und drohte. Dem Bräutigam schien kein Ausweg so sicher, als sein Instinkt und seine eingebilddete Überschaubarkeit, die ihm schlußendlich das Genick gebrochen hat.“

„Was wäre da noch zu erwähnen?“ meinte der Kommissar, „ja richtig, an seinen Hosensand man die grünen Moosflecken vom Baumstamm, die gleichen, wie sie auf dem Kleide Marthas festgestellt wurden. Trotz der Säuberungsaktion konnten sie einwandfrei und leicht nachgewiesen werden, was eigentlich die wenigstens Menschen wissen. Solche Moosflecke sind sehr schwer zu entfernen und lassen sich chemisch, auch wenn sie noch so klein sind, beweisen. Das sollte man sich eigentlich merken“, sagte er schelmisch lächelnd, als ob er mich vor irgend etwas warnen wollte . . .

Zum Abschied begleitete er mich bis zur Türe seines Bureau und beim freundschaftlichen Händedrücker sagte er mit vernehmlicher Miene:

„Ich habe eine kleine Bitte an Sie. Wenn Sie nun wieder das bürgerliche Pflaster betreten, so lassen sie ihr Wissen nicht überall ausstrahlen. Das, was ich Ihnen gesagt habe, daß alles zusammen keine Hererei war, daß es keine blitzschnellen Griffe und kein wohlklingendes Klirren der Handschellen gab — das bitte behalten Sie für sich. Lassen wir den Leuten die Illusionen über ihren fixen Kommissar, denn jedes Tierchen sieht sein Plästerchen, so ist es auch mit den Menschen . . . damit gab er mir einen leichten Klaps auf die Schulter und spedierte mich hinaus.

Im Vorzimmer traf ich noch den Diensthabenden, der die restlichen Akte des Falles Nr. 275 bereit hielt, um sie dann mit den Unterlagen, die sich beim Kommissar befanden, zusammen endgültig und abgeschlossen ins Archiv zu bringen.

— S C H L U ß —

Die Schöne — Die Begehrte

Es wird Freunden nachgerühmt, nichts könne die Freundschaft trennen, es sei denn, sie heirateten. Aber selbst auch dann kann nur von einer vorübergehenden „Distanzierung infolge anderweitiger Inanspruchnahme“ die Rede sein. Das Herz schlägt also immer für den Freund. Mädchenfreundschaften, und mögen sie noch so eng sein, heißt es, entzweiten sich explosivartig, sobald ein jünglingshaftes Wesen im Spiel oder in Sicht sei. Lassen wir diese Ansicht als wahr und richtig gelten.

Hier sei von zwei Freunden die Rede, die sich von Jugend auf kannten. Der Beruf führte sie verschiedene Wege, doch was spielen in dieser Hinsicht einige Jahre Trennung im Leben, wenn man sich später wiederfindet. Das traf auch bei meinem Freund und mir zu. Unsere Interessen auf verschiedenen Gebieten waren vielseitig, so auch unser Gesprächsstoff. Erstmals kam ein anderer Ton in unsere Gespräche, als mein Freund zuerst leise und andeutungsweise, dann aber überzeugend, von einer besonders „Schönen“ sprach, die er entdeckt zu haben glaubte. In Sachen Kunst war er von jeher etwas schwärmerisch veranlagt, doch standen bis dahin Kunstgebilde in Frage, nicht Lebewesen. Nun aber berichtet er von einem leibhaftigen Mädchen. Ein ganz ausgesprochener Chique sei ihm sozusagen in die Augen gesprungen, ein Etwas, dem man sehr selten begegne, etwas in der Form Vollendetes, dabei es einen warm ums Herz werde. Die ersten Schilderungen erweckten bei mir den Eindruck einer Vorlesung aus einem Modejournal. Meiner verwunderten Frage gegenüber, wie man lernen könne, immer tiptop vom Kopf bis zu den Füßen nach neuester Mode gekleidet zu sein, mit entsprechend elegantem Gang, abgewogenen Bewegungen und erhobenen Hauptes herum zu stolzieren, zeigte er Verständnis, denn mein Freund war sich bewußt, einem naiven Menschen gegenüber zu stehen. Das

könne man niemals lernen, meinte er, das müsse angeboren sein. Wenn dieses Angeborensein von den Eltern verständnisvoll unterstützt werde, dann könne sich das Kind auch frei nach seinen Ideen entfalten. So sei es mit seiner Muserlesenen. Schon als kleines Kind habe sie sehr viel auf das Äußere, mit andern Worten auf den Eindruck, Gewicht gelegt, indem sie von ihren Schulkameradinnen abstechen wollte, um als vorbildlich zu gelten. Wie es denn in der Schule mit ihr stand, wollte ich erfahren. Auch darüber erhielt ich prompten Bescheid. Schulweisheit und Können spielten da gar keine Rolle. Hauptsache sei, den Lehrer mit dem Benehmen zu faszinieren, das habe immer eine gute Wirkung auf die Noten. Weder mein Freund noch ich hätten in unserer Schulzeit an solche Weisheit geglaubt, nun aber glaubte er nicht mehr an sich, sondern an die Aussagen der Schönsten. Erfolg spielte bei ihr stets die größte Rolle, fuhr er fort, nicht Erfolg im Wissen und Können in der Schule — an den glaube sie nicht — sondern Erfolg im Leben, und der heißt: prinzeßinnenhaften Eindruck erwecken.

In solchen Tönen pflegte mein Freund zu reden, wobei er stets seinen Kopf voll Bewunderung schüttelte, daß es ihm, ausgerechnet ihm geglückt sei, sich einer so viel begehrten und bewunderten Schönen zu nähern, mit ihr zusammen zu sein, sich mit ihr zeigen zu dürfen. Wenn die Natur sich im schönsten Kleide zeige, wagte ich einzuwenden, dann sei die Welt für alle schön; im Dunkel aber Licht zu sehen, dort wo andere nur Finsternis finden, an das Licht zu glauben, das gehöre auch zum Sinn des Lebens. Diese Ansicht teilte mein Freund nun gar nicht: seine Schönste philosophiere nicht; sie habe überhaupt ihren eigenen Begriff vom Leben oder „vom Kampf ums Leben“ — wie viele zu sagen pflegen; kämpfen heiße streiten, doch wozu, für was kämpfen, wenn man ja alles umsonst be-

forme, das man sich wünsche, und für das man nur mit dem kleinen Finger zu winken brauche? Von Geld rede sie nie, das spiele bei ihr keine Rolle; wer könnte übrigens dieser begaubbenden Schönheit Geld vorrechnen, man gebe es für sie gerne aus, fühle sich dabei noch geehrt es tun zu dürfen, dieses Gefühl des „Geehrtheits“ werde ich keinem andern überlassen. Natürlich arbeitet sie auch — fuhr er fort — doch reicht der kleine Verdienst gerade für einige Beigaben an die Garderobe. Mit jedem verdienten Kappen macht sie sich ein wenig mehr unabhängig von zu Hause. Der Tag wird kommen, daß sie überhaupt ganz unabhängig sein wird. An diesem Tag der Unabhängigkeitsfeier setze ich sie auf einem goldenen Thron sitzen, umgeben von vielen Verehrern, doch nur dem einen wird sie gehören, nur einem wird sie bleiben und dieser eine bin ich. Diese Idee, diesen Vergleich mit einer Königin hatte für mich etwas Packendes, ich dachte an die unsterblichen Märchen aus Tausendundeine Nacht. Ich versicherte meinem Freund, daß ich mir diesen Moment ganz gut vorstellen könne, freilich nur im Traum. Warum denn — frug er mich erstaunt — werden heute noch den Schönsten des weiblichen Geschlechts Huldigungen dargebracht, dichtet der Poet seine schönsten Verse, komponiert der Musiker die größten Symphonien und Opern? Und erst der Maler, spricht er nicht am deutlichsten zu all denen, die mit Poesie und Musik nichts anzufangen wissen? Die Zahl der Kunstgemälde, durch die die schönsten Frauen zu allen Zeiten verehrt worden sind, ist phantastisch. Alle großen Künstler bringen ihnen ihre Huldigungen dar. — Dagegen konnte ich, in der Tat, nichts einwenden, vielmehr interessierte mich zu erfahren, in welcher Form denn mein Freund seine Huldigungen zu den Füßen der Gefeierten lege. Doch ich durfte diese Frage nicht offen stellen, ich dachte sie nur: Mit seinem sauer verdienten Geld spielte er wohl auf Zuseher hin den Impresario!

Das Verhängnis, das meinem Freund drohte, beschäftigte mich sehr. Er, der Schwärmer lebte dem Tag, der Blick in die Zukunft war ihm zur Zeit vollständig verloren gegangen und unumwiderrlich näherte er sich dem Abgrund. Dennoch hat dieser Geisteszustand etwas Ergreifendes: diese Anbetung, diese Vergötterung! So ein Mensch muß glücklich sein — dachte ich mir — selbst dann, wenn er für anders Denkende Sklave geworden ist. Aber glücklich sein will noch lange nicht heißen, auf dem Weg zum wahren Glück schreiten. Wie sehr möchte ich das meinem Freunde gönnen! Deshalb lenkte ich unser Gespräch ein nächstes Mal auf diesen Punkt. Ich erkundigte mich nämlich, wie sich die Eltern seiner Schönsten zu dieser Bekanntschaft stellten. Darüber brauchte ich mir keine Sorgen zu machen — gab er zur Antwort — seine Auserwählte gehe ihren Weg, werde eines Tages flügge und zwar dann, wenn sie den Zeitpunkt als gekommen erachte. Die Eltern müßten, wie schon oftmals, vor die Tatsache gestellt werden. Und die Tatsache wäre? frug ich. Heiraten! mein Lieber. Also würde sie ihn heiraten, ergänzte ich. Natürlich, hieß es, denn wenn sie einmal heiraten wolle, dann werde sie wählen. Bis dahin werde er wohl soviel verdienen, um ihr jenes schöne Heim zu ermöglichen, das ihr vorstwebt. Sie und ihr Heim müßten hinsichtlich Geschmack und Stil eine Harmonie bilden. Und was für Pläne sie hätte!

Monate vergingen, bis ich meinen Freund wieder sah. Eine Veränderung war in ihm vorgegangen: er sah nachdenklich aus, um seine Mundwinkel spielte eine ironischer Zug. Auf meine Frage, wie weit nun seine Angelegenheit gediehen sei, berichtete er mir, daß sie nun flügge sei und heiraten wolle. Ich hatte gehofft, mein Freund sei inzwischen zu einem Vermögen gekommen. In dieser Annahme bemerkte ich, würden die Beiden sich nun doch heiraten. Dem sei nicht so, war die Antwort. Das Geld habe ein anderer und da „sie“ sich nun flügge betrachte, heirate sie eben diesen anderen. Immerhin gibt sie mir noch Frist . . . Das war noch gestern, heute schon

nicht mehr, adieu märchenhafte Prinzessin! Welche Blamage, wie unerträglich! Das Schicksal hat mich etwas unsanft vom Himmel auf den Boden fallen lassen. Langsam gehen mir die Augen auf, ich sehe schon heute viel klarer. Wie blind aber muß ich gewesen sein! Es war mir, als wäre ich im Traum mit einem Turm herumspaziert, hohl und leer. Die Leute auf der Straße schauten nicht mich, sondern einen wandelnden, schillernden Turm an. Wenn ich jetzt meine Augen aufmache, überfallen mich tausend Fragen, an deren Möglichkeit ich nie gedacht hätte. Ich denke an mich — was ich seit Monaten nicht mehr getan habe — denn bisher mußte ich für sie und an sie denken, für sie leben, ihre Wünsche aus den Augen ablesen. Mein Sturz nun stellt alles auf den Kopf, denn ich frage mich: hat sie jemals nur im geringsten an mich gedacht, an meine Arbeit, ob Erfolg oder Mißerfolg, ob mein Verdienst und mein Erspartes mit den Ausgaben, die ich ihretwegen hatte, sich aufzuheben drohen? Sah sie überhaupt je, ob mich etwas beschäftigte, ob mich etwas freute, für das sie kein Interesse hatte? Ich mußte ihr wirklich als wunschlos vorgekommen sein! Nichts von alle dem! Sie war nur da, um bewundert zu werden. Daß man stolz sein kann, mit jemanden zu spazieren, nur weil die Person ausnehmend chic und schön ist, das kann ich heute mit dem besten Willen nicht mehr verstehen. — Vorläufig versuchte ich meinen Freund über den ersten wahnsinnigen Ärger und Gram gegenüber der Schönsten hinwegzuhelfen und riet ihm, sie nicht zu hassen, denn solange Haß bestehe, wäre noch Anbetung, wenn nicht sogar Liebe im Spiel. Gleichgültigkeit erst mache den dicken Strich unter die ganze Episode. Solche Frauen müsse es geben, doch allein für jene reichen Männer, die nicht Zeit fänden, das viele Geld, das sie bekommen, selber zu verbrauchen. Sie könnten mit dem Geld nichts anfangen, seien aber zufrieden, ihren Reichtum in verwandelter Form neben sich zu wissen. — Leicht hatte mein Freund seine Herzensangelegenheit nicht genommen, das bewiesen die Monate, die es brauchte, um ihn wieder vernünftig zu machen. Es war an einer unserer regelmäßigen Zusammenkünften, als ich ihm folgendes Erlebnis zu Gemüte führte:

„Acronycta alni“

Die Bedeutung dieses Namens ist höchstens einer Person unter hunderttausend bekannt, doch lassen wir den Namen sein. An einem gewitterchwülen Augusttage fand ich eine kleine, prächtige Raupe auf einem Erlenzweig. Staunend bewunderte ich das Tierchen. Auf dunkelblauer Farbe leuchteten gelbe Querschnitte. Halmartig hoben sich verzierte einzelne Haare symmetrisch auf dem Raupenkörper. Wem lacht nicht das Herz beim Anblick eines solchen zierlichen und schönen Tierchens! Sein Finder muß sich Glückspilz nennen, besonders, wenn ihm Schönes als selten vorkommt. Meine Hand reicht nach dem Zauber, bereits liegen Raupe und Zweig eingefangen im Schnupstuch. Unbekannt war mir diese kleine Schöne, doch die Überzeugung, daß aus dieser schönen Raupe eines Tages ein noch viel schönerer Schmetterling werde, ließ mir keine Ruhe bis mir Name, Familie und Gattung bekannt waren. Auf schnellstem Wege suchte ich meinen alten Schmetterlings- und Käferfreund auf. Gespannt wartete ich auf seine Aussagen. Sie lauteten: Es handelt sich hier um eine seltenere Nachtschmetterlings-(Eulen)art, genannt alni, aus der Familie der Acronycta. Alni bezieht sich auf die Futterpflanze der Raupe: Alnus = Erle; Acronycta bezeichnet die Nachtfalterart, man sagt für abendlich, dämmerig auch etwa akronyktisch. Die Raupe sollte sich bald einmal verpuppen. Zu diesem Zwecke bohrt sie sich in faules Holz.

Der hellgrauschattierte, unscheinbare, kleine Falter sollte im kommenden Mai auskriechen, wenn . . . eben, wenn diese gefundene Schöne nicht bereits von einem Parasiten befallen ist, der seine Eier in diese Raupe legt. Vielleicht kann sich die Raupe noch verpuppen, bevor die Larven des Parasiteninsektes die Raupenhaut durchbohren, sonst aber schlüpfen aus der

Schmetterlingspuppe statt eines Falters Insekten, wenn nicht gar Fliegen aus. Die Raupe ist schon krank; aus diesem Grunde ließ sie sich so leicht finden. Es ist nicht die einzige Art auffällig schöner, farbenreicher Raupen. Der FINDER weiß aber nur selten zum Voraus, ob das kleine Geschöpf gesund ist und sich zum Schmetterling entwickeln wird, oder ob in seinem Innern Schmarotzer zehren, durch die es elendiglich zu Grunde gehen muß. Die Natur hat dieses kleine Geschöpf durch besondern Reiz, Schönheit und Eleganz, sowie Farbe vornehmlich begünstigt, aber gerade diese Auffälligkeit birgt größte Gefahr. Der Sinn der Natur darf deswegen nicht in Abrede gestellt werden. Der Neuling verläßt sich rein auf das Äußere, indem er meint, aus schönen Raupen müssen schöne Falter werden. Nicht so der Kenner mit all seinen Beobachtungen und Erfahrungen, die er sich in langen Jahren angeeignet hat. Es kommt also bei einem im Entwicklungsstadium befindlichen Lebewesen nicht immer auf die äußere erste Pracht an, die, wie übrigens

auch beim Menschen, nur hautdünn ist, sondern auf das, was im Innern lebt und ausreifen will. Denken wir an den Menschen. Bei ihm sind ausschlaggebend: Herz, Taktgefühl, Seelengröße und -Stärke, auf die allein wir unsere Erwartungen und Hoffnungen bauen sollen. Einfachheit und schlichtes Wesen bedürfen keines äußeren Lockmittels, sie wollen im Gegenteil verborgen und gehütet bleiben. Wir dürfen nichts in der Natur als sinnlos empfinden, weil dort alles seinen Sinn hat.

Die Worte des alten, weisen Naturfreundes sind nicht in Vergessenheit geraten. Wenn sie zur rechten Zeit beherzigt werden, da man vor Rätseln gestellt wird, die Vorsicht und Vernunft lösen, behalten sie immer ihre Bedeutung. Offenbar begünstigt die Natur nicht Alles und Alle in gleichen Maße. Je mehr sie aber schenkt, um so mehr verlangt sie, indem sie größere Anforderungen an die Begünstigten stellt; diesen gerecht zu werden, darin liegt eben das Schicksalshafte für den Menschen.

Richard.

Aufhebung des Besoldungsabbaues für die bern. Lehrerschaft

Sonntag den 14. September 1941 gelangt ein Gesetz zur Abstimmung, welches die Aufhebung der Besoldungsabzüge für die Lehrkräfte der Primar- und Mittelschulen zum Gegenstand hat.

Der Große Rat des Kantons Bern hat das Gesetz gutgeheißen und empfiehlt es dem Berner Volke zur Annahme. Wir entnehmen der großrätlichen Botschaft folgende Ausführungen:

Im Jahre 1920 ist vom Bernervolk ein neues Lehrerbefoldungsgesetz gutgeheißen worden, durch welches die Besoldungen der bernischen Primar- und Mittelschul-Lehrerschaft neu geordnet, d. h. den damaligen Lebenskosten entsprechend, angemessen erhöht worden sind. Als dann anfangs der Dreißigerjahre die Lebenskosten wieder sanken und der Staat und viele Gemeinden infolge der eingetretenen Krise sich zu finanziellen Einsparungen gezwungen sahen, wurden neben andern Sparmaßnahmen auch auf den Lehrerbefoldungen Abstriche gemacht. Es geschah dies durch Gesetz vom 7. Januar 1934. Die Einsparung betrug für den Staat rund Fr. 600 000.—

Der neue Krieg mit den rasch steigenden Lebenskosten rief aber wieder einer Milderung des Lohnabbaues. Mit Gesetz vom 2. Juni 1940 hat ihr das Bernervolk zugestimmt. Die ursprünglichen Abstriche wurden um ungefähr die Hälfte verringert.

Heute verlangt die zunehmende Teuerung gebieterisch, daß die Besoldungsabzüge ganz aufgehoben werden. Im privaten Erwerbsleben hat sich schon eine starke Angleichung an die höheren Lebenskosten durchgesetzt. Auch dem Staatspersonal wurden durch Dekret des Großen Rates vom 12. Mai dieses Jahres Teuerungszulagen bewilligt. Da ist es nur billig, daß auch die Lehrerschaft eine bescheidene Besserstellung erfährt. Recht viele Gemeinden haben dies empfunden und bereits freiwillig auf ihren bisherigen Anteil an den Abzügen verzichtet. Für diese

Gemeinden bringt die neue Gesetzesvorlage also gar keine Änderung.

Der Gedanke liegt nahe, man hätte sich auch bei der Lehrerschaft mit Teuerungszulagen behelfen sollen. Darauf ist zu erwidern, daß es sich merkwürdig ausnehmen würde, wenn man an den Besoldungen Abzüge stehen lassen und gleichzeitig zu den nämlichen Besoldungen Zulagen gewähren würde.

Durch die Ausrichtung der früheren gesetzlichen Besoldungen ist der Ausgleich mit der Teuerung, die seit Kriegsbeginn bis heute 25 % erreicht hat, keineswegs hergestellt. Die Lehrerschaft hat auch in Zukunft wie andere Teile des Volkes an den Kriegsfolgen mitzutragen. Es handelt sich nur um eine etwelche Milderung dieser Folgen. Aus dem Rechtsgefühl heraus müssen wir diese Besserstellung gutheißen.

Ein zustimmender Entscheid des Volkes über unsere Gesetzesvorlage kommt indirekt auch der Schule zugut. Eine Lehrerschaft, die für ihre wirtschaftliche Stellung bei der Bevölkerung Verständnis findet, wird mit mehr Mut und Hingabe ihre besonders heute nicht leichte Aufgabe erfüllen. Eine Zurücksetzung gegenüber andern im öffentlichen Dienst stehenden Berufsgruppen müßte auf die Lehrerschaft entmutigend wirken.

Das neue Gesetz besteht aus nur zwei Artikeln:

Art. 1: Das Gesetz vom 2. Juni 1940 betreffend die Neuordnung der Besoldungsabzüge wird aufgehoben. Damit treten die Ansätze des Lehrerbefoldungsgesetzes vom 21. März 1920 wieder in Kraft.

Der 2. Artikel bestimmt, daß dieses Gesetz rückwirkend auf den 1. Januar 1941 in Kraft trete.

Es ist zu hoffen, daß das Bernervolk dieser Besserstellung der Lehrerschaft seine Zustimmung nicht versagen wird, die, wie es auch die Botschaft des Großen Rates erwähnt, sicher der Schule zugute kommen wird.

—e—

Der Jugend die Zukunft

(Zu nebenstehenden Bildern)

Das freundliche, erfrischende Bild des Kinderumzuges zur Geburtstagsfeier unseres alten Bern haben tausende von Zuschauern am Rande der Straßen und Lauben mitgenossen und miterlebt. Spiel und Arbeit, Scherz und Ernst, hat in den vielen Gruppen, geformt von der bernischen Schuljugend, ihren Ausdruck gefunden und gar lebhaft, munter und unentwegt sprachen Farben und Formen auf den Beschauer ein. So hat denn die Jugend der Jubiläumsfeier ihr Gepräge gegeben und sie hat gar würdevoll und ihrer Aufgabe bewußt das Erbe der Väter zu Ehren gezogen, stramm die Gegenwart festgehalten und glücklich die Zukunft zu verheißen verstanden. Es lag die

frohe Stimmung der Begeisterung über dem ganzen langen Zug, der immer und immer wieder mit neuen Bildern vorüberzog und über anderthalbe Stunde das Stehen am Straßenrand mit einem Erlebnis erster Güte entschädigte.

Auf dem Bundesplatz versammelte sich die gesamte Berner Jugend, die so unermüßlich ihre ganze Energie in den Dienst der Jubiläumsfeier gestellt hat, zu einer eindringlichen Landsgemeinde und darauf lockte der wohlverdiente Imbiß, woran 12 000 Kinder teilnahmen und mit Tee, Milch, Süßmost, Würst und Müttschi, Durst und Hunger stillten.

Hs. Studi.